

Wer einen Philosophen verstehen will, darf nicht nur auf seine Thesen und deren innere Konsistenz achten. Es ist ebenfalls wichtig, den polemischen Zusammenhang zu entfesseln, in dem sich sein Gedanke aufbaut und stabilisiert. Diese alte hermeneutische Einsicht bewahrt sich selten so umfassend wie am Werk des Phänomenologen Hermann Schmitz. Kein zweiter Philosoph der Gegenwart hat mit solcher Leidenschaft „Nein!“ gesagt und sich mit seiner philosophischen Arbeit so entschieden gegen ehrwürdige Denker und traditionsreiche Positionen gestellt wie er.

Schmitz ist vor allem als Philosoph des Leibes und der Gefühle bekanntgeworden. Seine Analysen des leiblichen Befindens sind freilich nicht bloß das Resultat zweckfreier Betrachtung, sondern erweisen sich bei näherem Hinsehen als Elemente einer großangelegten polemischen Aktion mit dem Ziel der Entwicklung einer alternativen Anthropologie. Schmitz geht es um die Widerlegung der sogenannten „Introjektion“. Mit diesem Wort meint er die metaphysische These, daß die Welt in eine Außenwelt und eine Innenwelt zerfällt. Die Innenwelt ist die Seele, in der gemeinhin all das untergebracht wird, was sich der Kontrolle entzieht, wie etwa die Gefühle, aber auch Gedanken, Träume und Empfindungen. Die traditionelle Seelenmetaphysik ist nach Schmitz nicht das Produkt neutraler Beschreibung, als das sie sich ausgibt. Dahinter steht ein Wille zur Macht: Das was sich nicht feststellen läßt, soll im Kasten der Seele gewissermaßen einquartiert und sichergestellt werden.

Schmitz versucht eine Beschreibung des Menschen zu formulieren, die ohne Begriffe wie „Seele“, „Geist“ oder „Bewußtseinsakt“ auskommt. Er geht dabei als Phänomenologe vor und setzt beim Begriff des „Leibes“ an. Gemeint ist damit nicht die leibliche Erscheinung des Men-

Jens Soentgen

Die Seele gibt es nicht

Der Kieler Phänomenologe Hermann Schmitz — ein Porträt

schen, nicht „der Mensch mit Haut und Haaren“. Vielmehr ist es das leibliche Befinden, dem Schmitz' Aufmerksamkeit gilt. Schon diese Präzisierung unterscheidet ihn markant von anderen Philosophen des Leibes, insbesondere von Maurice Merleau-Ponty. Schmitz geht von leiblichen Zuständen wie Hunger und Durst, Müdigkeit und Frische, Angst und Lust aus. Zunächst entwickelt er ein Kategoriensystem, mit dem sich das leibliche Befinden, in welcher Gestalt es auch immer auftreten mag, analysieren läßt. Im Zentrum dieses Systems stehen die gegensätzlichen Begriffe von „Enge“ und „Weite“, in mehr als dreißig Einzelanalysen hat Schmitz gezeigt, daß sich zumindest alle bekannteren leiblichen Regungen mit diesem Kategoriensystem beschreiben lassen.

Diese typisch phänomenologischen und philosophisch noch nicht sehr überraschenden Überlegungen verwandelt Schmitz in philosophischen Zündstoff, indem er mit Hilfe seines Begriffs des leiblichen Befindens zentrale Bereiche der theoretischen Philosophie neu ordnet. In bezug auf den Raum versucht er zu zeigen, daß sich alle wichtigen räumlichen Begriffe nur durch Rückgang auf das leibliche Befinden verstehen und definieren lassen. Diese Diskussion ist deshalb wichtig, weil sie zeigt, daß es sich mit dem leiblichen Befinden ganz anders verhält als mit der raumlosen Seele: Es ist in die konkrete Welt eingelassen und aufgrund seiner Struktur prinzipiell offen. Die Leiblichkeit ist alles andere als weltlos. Damit

widerlegen Schmitz' phänomenologische Analysen die Seelenmetaphysik, die der Person einen von der Welt getrennten Innenraum reserviert. Einen solchen ungestörten Innenraum gibt es Schmitz zufolge nicht: Was es gibt, ist das leibliche Spüren, das leibliche Betroffensein und das leibliche Befinden; diese Begriffe blockieren jedes Gehäusedenken.

Auf der Grundlage dieser Theorie des leiblichen Spürens formuliert Schmitz eine neue Deutung des Begriffs der Subjektivität. Schon 1969 hat er in einem aufwendigen Beweis gezeigt, daß die Welt nicht nur in den objektiven Tatsachen aufgeht, die von den Naturwissenschaften beschrieben werden. Er prägte den Begriff des „subjektiven Sachverhalts“, der sich, wie Schmitz nachweist, nicht auf objektive Tatsachen reduzieren läßt. Sein Standardbeispiel ist der Satz: „Ich bin traurig“, den nur ein einziger Mensch im eigenen Namen aussprechen kann. Solche Sätze werden inzwischen — im Anschluß an Thomas Nagel und Hector-Neri Castañeda — auch in der amerikanischen Philosophie diskutiert, in der die Frage nach der Subjektivität heute ein Modethema ist.

Schmitz zeigt, daß das Unreduzierbare solcher Sätze sich als leibliches Betroffensein interpretieren läßt: „Die Wurzel der Subjektivität“, schreibt er, „ist die Enge des Leibes.“ Der Gedanke ist ebenso einfach wie schlüssig: Würde uns leiblich nichts nahegehen, dann hätten wir keinen Anlaß, „ich“ zu sagen. So kommt es zu einer überraschenden Umkehrung der ge-

wohnten Hierarchie von ‚subjektiv‘ und ‚objektiv‘. Denn erstens ergibt sich daraus, daß subjektive Tatsachen nicht weniger präzise sind als objektive, und zweitens erweisen sich gerade die subjektiven Tatsachen als die eigentlich harten Fakten. Die objektive Aussage „es gibt Schmerz in der Welt“ ist eine Abstraktion des subjektiven Sachverhalts „ich habe Schmerzen“.

Das leibliche Befinden ist der Schwerpunkt des menschlichen Daseins; aber man kann sich Schmitz zufolge in gewissen Grenzen auch davon lösen. Er bezeichnet diesen Vorgang als „personale Emanzipation“. Ein naheliegendes Beispiel ist das Plänemachen, das die leibliche Gegenwart transzendiert. Werden solche Pläne verwirklicht, kann es zu schmerzhaften Enttäuschungen kommen — ein Vorgang, den Schmitz als „personale Regression“ bezeichnet. Aus dem Auf und Ab zwischen personaler Emanzipation und personaler Regression bildet sich nach Schmitz die „persönliche Situation“. Dieser Begriff ist seine Alternative zum Begriff der Psyche. Die persönliche Situation ist nichts Statisches, sie verdankt sich dem Prozeß der Lebensgeschichte. Sie ist nicht von der Gesellschaft abgeschottet, vielmehr betont Schmitz immer wieder die Bedeutung der gemeinsamen Situationen, etwa der familiären Lage oder der „Situation am Arbeitsplatz“. Ein solches Konzept der persönlichen Situation weist eine erstaunliche Nähe zu aktuellen Diskussionen in der Familientherapie und in der Psychoanalyse auf.

Das leibliche Befinden und die persönliche Situation sind die Eckpfeiler der Schmitz'schen Anthropologie. Er hat auch eine nichtintrojektionistische Gefühlstheorie und eine entsprechende Erkenntnistheorie formuliert. Ausgehend von seinem ursprünglichen Protest gegen die Introjektion entwickelte er von 1964 bis 1980 ein konsistentes Gegenmodell zur traditionellen Philosophie, das er in den zehn Bänden seines Systems der Philosophie dargestellt hat.

Seither beschäftigen ihn vor allem historische Studien, die sich zum einen mit den griechischen Klassikern, zum anderen mit den deutschen Denkern der Subjektivität — von Fichte bis Wittgenstein — befassen. Seine Leistung als Theoretiker der Subjektivität ist immens und ohne Parallelen in der zeitgenössischen Philosophie. Trotzdem wird sein Werk nur zögerlich rezipiert. Die Ursachen dafür sind vielfältig. Schmitz, der im Mai siebzig wurde, bringt nicht das geringste Gefühl für die Bedeutung von Allianzen auf und agiert auf dem wissenschaftlichen Parkett bemerkenswert ungeschickt. So ist er bis heute ein großer Unbekannter geblieben. Ungerechte Welt? Wahrscheinlich war es sein Glück, daß er nicht sofort die Aufmerksamkeit einer großen Lesergemeinde auf sich gezogen hat. Denn nur deshalb konnte er sich voll und ganz auf die Ausarbeitung seiner grundlegenden Ideen konzentrieren.

Autoren: Volker R. Remmert, Historiker an der Universität Freiburg; Jens Soentgen, Philosoph, arbeitet als freier Journalist in Frankfurt/M. Unter dem Titel „Die verdeckte Wirklichkeit“ erschien gerade seine Einführung in die Phänomenologie von Hermann Schmitz im Bouvier Verlag; Klaus Hofmann, Professor für Anglistik an der Universität Frankfurt/M.